

DIMITRI RASSAM und JÉRÔME SEYDOUX präsentieren

PATRICK BRUEL

VALÉRIE BENGUIGUI

CHARLES BERLING

JUDITH EL ZEIN

GUILLAUME DE TONQUÉDEC

unter besonderer Mitwirkung von FRANÇOISE FABIAN

LE PRÉNOM (Der Vorname)

Filmstart D-CH: 16. August 2012

Regie MATTHIEU DELAPORTE & ALEXANDRE DE LA PATELLIÈRE

Drehbuch MATTHIEU DELAPORTE & ALEXANDRE DE LA PATELLIÈRE

nach ihrem Stück, das BERNARD MURAT am Théâtre Édouard VII inszeniert hat

Produzenten CHAPTER 2, PATHÉ, TF1 FILMS PRODUCTION,

M6 FILMS, FARGO FILMS, NEXUS FACTORY

unter Mitwirkung von CANAL+, CINE+, TF1, M6

Co-Produzent UFILM

in Zusammenarbeit mit UFUND

Kamera DAVID UNGARO

Produktionsdesign MARIE CHEMINAL

Schnitt CÉLIA LAFITEDUPONT

Musik JÉRÔME REBOTIER

Lauflänge: 109 Minuten

Verleih und Medienbetreuung:

Pathé Films AG

Jessica Oreiro

Neugasse 6

Postfach

8031 Zürich

T 044 277 70 83

Jessica.oreiro@pathefilms.ch

www.pathefilms.ch



INHALT

Der erfolgreiche Mittvierziger Vincent sieht zum ersten Mal Vaterfreuden entgegen. Seine Schwester Élisabeth und ihr Mann Pierre laden ihn zum Abendessen ein, wo er seinen Jugendfreund Claude wiedertrifft. Während die Gruppe gemeinsam auf Vincents junge, ständig zu spät kommende Frau Anna wartet, machen sie sich schmunzelnd über den werdenden Vater Vincent lustig. Doch seine Antwort auf die Frage, ob er schon einen Namen für das Baby ausgesucht habe, löst einhellige Entrüstung aus.

Interview mit MATTHIEU DELAPORTE & ALEXANDRE DE LA PATELLIÈRE

Sie haben „Der Vorname“ (Le prénom) gemeinsam geschrieben und vor dem Film bereits einen gewaltigen Bühnenerfolg gefeiert.

Alexandre: Stimmt, das war von Anfang an eine unfassbare Erfahrung. Wir konnten Bernard Murat als Regisseur gewinnen und durften gemeinsam mit ihm arbeiten, waren bei den ersten Leseproben dabei und haben auch die Proben im legendären Théâtre Édouard VII begleitet.

Mathieu: Nach der unglaublichen Spannung während der Premiere, wenn man sich schon überlegt, von welcher Brücke man springen wird, falls niemand lacht, folgte ein wirklich außergewöhnliches Jahr: Jede Vorstellung war ausverkauft, wir haben praktisch hinter der Bühne gelebt. Und dann war klar, dass das Stück in aller Welt aufgeführt wird.

A: Schon in der ersten Woche sprachen uns erste Theater aus Deutschland und Israel an. In dem Moment begriffen wir, welch großer Coup uns gelungen war.

Zu welchem Zeitpunkt haben Sie beschlossen, eine Kinofassung zu schreiben und dann auch selbst zu inszenieren?

M: Wir kommen eigentlich aus dem Kinobereich, wollten aber mal etwas anderes ausprobieren. Also begannen wir das Stück zu schreiben, ohne zu ahnen, wohin das führen würde. Wir schrieben über Leute wie wir, suchten einen etwas anderen Ansatz, um Familienbande zu analysieren, aber ohne Einschränkungen wie beim Film – wir mussten überhaupt nichts rechtfertigen. Das waren die Voraussetzungen. Doch als das Stück dann fertig war, entstand sofort auch der Wunsch, es ins Kino zu bringen.

A: Wir wünschten uns mehr Unabhängigkeit – das war die Motivation, das Stück zu verfassen. Und derselbe Wunsch führte dann auch dazu, die Filmfassung zu inszenieren – dieser Wunsch, und vor allem auch unser Produzent Dimitri Rassam.

Bekanntlich ergibt ein gutes Stück nicht automatisch einen guten Film. War das ein Problem, über das Sie nachgedacht haben?

A: Wir fanden es ausgesprochen spannend, uns diesem ganz speziellen Genre Theaterverfilmung zu stellen. Also haben wir uns gut vorbereitet, schauten uns entsprechende, sehr unterschiedliche Filme wie „Mélo“ (Mélo) von Alain Resnais, „Sleuth“ (Mord mit kleinen Fehlern) von Joseph Mankiewicz, „Le dîner de cons“ (Dinner für Spinner), „Le père Noël est une ordure“ (Da graust sich ja der Weihnachtsmann) sowie die Filme von Jean-Pierre Bacri und Agnès Jaoui noch einmal an, aber auch viele weniger erfolgreiche Filme. Wir merkten, dass uns jene Verfilmungen am besten gefallen, die sich auf Innenräume beschränken, die Einheit von Ort und Zeit übernehmen und damit der Dynamik des Originalbühnenkonzepts treu bleiben.

M: Manchmal ist man versucht, die Story zu verwässern, indem man Rückblenden oder neue Nebenhandlungen einfügt und jede Gelegenheit nutzt, das Hauptset zu verlassen. Wir entschieden uns aber, den Kern und Rhythmus der Handlung beizubehalten, wobei wir uns besonders auf das Tempo und das natürliche Spiel der Schauspieler konzentrierten. Wir bemühten uns, die sehr sorgfältig formulierten Dialoge so klingen zu lassen, als ob sie den Darstellern in diesem Moment eingefallen wären. Komödien leben vom Rhythmus – einer Mischung aus Freiheit und Präzision. Man muss ihnen Leben einhauchen, damit sie nicht mechanisch oder theatralisch wirken – gleichzeitig muss man aber Naturalismus oder Geschwätzigkeit vermeiden. Es ging uns also darum, einen dem Kino angemessenen Stil zu entwickeln. Wir waren ganz besessen davon – genau wie unser Kameramann David Ungaro – und wir haben die gesamte Grammatik der Bildsprache durchbuchstabiert: Fahraufnahmen, Handkamera, Totalen, Nahaufnahmen, lange Einstellungen und so weiter. Auch mit unserer Cutterin Célia Lafitedupont haben wir sehr intensiv am Rhythmus gearbeitet.

Wobei Sie von Ihrem Hauptkapital ausgehen, Ihrer Textvorlage, die auf einer Komödienhandlung über Freundschaft und Familie aufbaut und ein ziemlich genaues Abbild des heutigen Frankreich zeigt. Worum ging es Ihnen ursprünglich?

A: Wir sind beide ganz normale, liberale Bürger der Mittelklasse, aber beide haben wir unseren Kindern – Matthieu hat drei Jungen, ich zwei Mädchen – relativ originelle Namen gegeben. Bei gemeinsamen Familienurlaube merkten wir, wie das selbst in unserem relativ kultivierten Milieu heftige Reaktionen provozierte. Die Leute halten es offenbar für ihr Recht, in unsere Privatsphäre einzudringen und ihre Meinung dazu kundzutun. Dabei amüsierten uns vor allem zwei Aspekte: erstens, dass die Namenswahl offenbar ein sehr heikles Thema ist, weil es sehr viel über uns, über das, was wir von uns preisgeben, aussagt; und zweitens, dass die Wahl bizarrer Vornamen bei anderen deutliche Reaktionen hervorruft.

M: Es ging uns um das Thema Familie, und das Problem der Namensgebung wirft tatsächlich ein Schlaglicht auf unsere Gesellschaft. Ob man nun einen klassischen oder einen ungewöhnlichen Namen aussucht – stets wird die Wahl von den anderen kommentiert. Ein Name trägt eine Menge Bedeutungsballast in sich – sowohl für den Namensgeber als auch für den Namensträger. Dabei spielen die Aspekte Familie, Religion und das soziale Umfeld eine

Rolle, denn der Name verdammt seinen Träger für sein ganzes Leben, obwohl er doch anfangs aus Liebe entstanden ist. Außerdem konnten wir bei diesem Thema über uns selbst lachen, und ich gebe zu, dass wir uns diebisch darüber gefreut haben, unsere eigene Wahl durch den Kakao zu ziehen. Unser Humor hat also etwas Sadomasochistisches.

Neben anderen Themen nehmen Sie durch die von Charles Berling, Patrick Bruel und Valérie Benguigui gespielten Figuren die Salonsozialisten aufs Korn, auch die „Klunkerkultur“ und die Position der Frau in der modernen Gesellschaft, um nur einige zu nennen.

M: Wir wissen nicht, welche Partei Charles und Patrick als Privatleute wählen, aber bei den von ihnen verkörperten Figuren ist das ganz eindeutig. Wir sind Kinder der 1970er-Jahre, wir beide stammen aus ausgesprochen politisierten Familien. Also haben wir als Jugendliche heftige Debatten und Familienstreitigkeiten miterlebt, die in unserem Stück im Mittelpunkt stehen sollten. Im Grunde ist das ein eindeutig romanisches Thema. Als wir mit unserem deutschen Theaterübersetzer darüber sprachen, sagte er: „Die Familie im Stück ist ausgesprochen französisch.“ Das hat mit der Handlung nichts zu tun – aber er erlebt den Clan zweifellos als romanisch. Tatsächlich erinnert der Bühnentext an italienische Komödien, in denen viel geplappert wird und die Gemüter sich schnell erhitzen, sich dann aber ebenso schnell wieder abkühlen. Sie dienten uns als konkretes Vorbild, denn dieser Kinostil hat die Quintessenz der damaligen Zeit präzise eingefangen – die Alltagsmoral wurde satirisch überhöht und mit Grausamkeit ebenso wie mit Zuneigung gewürzt.

A: Es geht aber auch um die Masken, die in der Familie verteilt werden und die wir tragen, wenn wir zusammenkommen: der Lieblingssohn oder die Lieblingstochter, derjenige, vom dem Großes erwartet wird, derjenige mit dem moralischen Gewissen und so weiter. Es hat mich immer fasziniert, wie uns diese Rollen zugewiesen werden und wie jeder von uns seine eigene Karikatur akzeptiert und ausfüllt. Und in der Konfrontation zwischen Vincent und Pierre – oberflächlich gesehen also einem rechtslastigen Materialisten und einem linken Intellektuellen – geht es auch um zwei Jugendfreunde, die sich gern heftige Wortgefechte liefern, ohne dabei an die Konsequenzen für andere zu denken. Politisch sind sie verschiedener Meinung, doch sie teilen das Vergnügen, verbale Boxkämpfe auszutragen. Sie mögen Fehler haben, wirken aber sympathisch, und wir wollen verhindern, dass die Zuschauer sie wie ein Insektenkundler von oben herab betrachten. Im Gegenteil: Wir möchten, dass die Zuschauer sich mit den beiden identifizieren, bei diesem Abendessen direkt neben ihnen sitzen und sich abwechselnd in die Lage der Hauptfiguren versetzen.

Eine der Stärken des Films besteht darin, jeder der Figuren ein Forum zu geben, auf dem sie ihre Geschichte präsentieren kann, ohne dass diese Methode irgendwie forciert wirkt.

A: In einer Familie glaubt man jeweils genau zu wissen, wer das Alphetier ist und wer dominiert wird. Doch wenn die Underdogs Messer und Knüppel ziehen, richten sie manchmal mehr Schaden an als die Herrscher. Wir untersuchen alle Mitglieder dieser Gruppe, übersehen niemanden, denn auch darum geht es in diesem Film.

M: Und deswegen wollen wir vorher auch nicht über den Namen sprechen, um den sich im Stück und im Film alles dreht. Als der Name ausgesprochen wird, explodiert er wie eine Blendgranate, die die Aufmerksamkeit gleichmäßig verteilt und uns ermöglicht, jeder der Figuren kleine Landminen unterzuschieben, die aber erst sehr viel später hochgehen. Für uns war dies von Anfang an ein Ensemble-Film. Und was das Inszenieren, das Filmskript und den Schnitt angeht, bekommt der Dialog dieselbe Bedeutung wie die Momente des Zuhörens, denn beides ist gleichermaßen wichtig bei dem, was eigentlich ausgedrückt und offenbart wird – vor allem, weil die Bündnisse zwischen den Figuren im Laufe des Abends ständig neu definiert werden.

Wenn wir bei den Figuren bleiben: Wovon ließen Sie sich bei der Besetzung der Darsteller leiten?

M: Vor allem ging es darum, dass sie eine Familie bilden müssen – eine homogene, zusammengehörende Gruppe. Dazu brauchten wir etwa gleichaltrige Schauspieler, denen man abnimmt, dass sie gemeinsam aufgewachsen sind, da sie bereits Jugendfreunde waren. Außerdem haben wir den Rhythmus des Stücks aufgebrochen, denn Charles Berling fungiert als Rammbock. Als er auftauchte, konnten wir die Karten neu mischen – jeder Darsteller musste seine Rolle noch einmal neu überdenken: Die Musik spielt jetzt anders.

A: Die Leinwand erlaubt uns, im Vergleich zur Bühne realistischer vorzugehen. Alles steht und fällt mit zwei Darstellern, die privat und auf der Bühne sehr verschieden sind, sich aber dennoch sehr ähneln. Und sowohl Charles Berling als auch Patrick Bruel haben einen unstillbaren Appetit, eine unglaubliche Lebenslust. Uns war klar, dass wir sie einfach nur zusammenbringen mussten, damit die Funken sprühen – das gab uns einen echten Energieschub. Während seiner brillanten Karriere wurde Charles oft als Grübler und Kopfmensch eingesetzt. Aber er hat auch den Wahnsinn, eine animalische Qualität und ungeheure Energie, die wir unbedingt auf der Leinwand sehen wollten. Durch ihn wird der exzessive Pierre zu einem radikalen Fanatiker, er verleiht ihm eine wunderbare Dimension zwischen Komik und Rührung. Wie er und Patrick persönlich und professionell interagierten, hat unsere kühnsten Träume übertroffen.

Und Valérie Benguigui?

A: Meinen Sie Valérie „Rolls Royce“ Benguigui? Von Anfang an verlieh sie ihrer Figur eine unfassbare Dynamik, wobei sie ihre eigene innere Kraft und ihre menschliche Erfahrung mobilisiert. Außerdem ist sie völlig furchtlos – wir können ihr alles abverlangen, denn sie engagiert sich total für die Rolle der Babou.

M: Babou bildet den Mittelpunkt der Gruppe. Sie hat die Gruppe zum Essen eingeladen. Ihr liegt daran, dass der Abend gelingt, denn sie übernimmt die Rolle der Hüterin, die die Familie zusammenhalten will. Valéries Energie lässt sich mit einem Vulkan vergleichen, der ein paarmal spuckt, bevor er ausbricht. Aber auch in den Szenen, in denen sie kaum ein Wort sagt und nur Blicke schleudert, macht sie sich nachdrücklich bemerkbar. Sie verfügt über ungeheures komödiantisches Talent, schafft dabei aber eine sehr realistische Figur aus Fleisch und Blut.

Und wie steht es mit Guillaume de Tonquédec und Judith El Zein?

A: Guillaume spielt den sehr rätselhaften Claude. Der hat große Probleme, sich gegen die zwei Alphatiere an diesem Esstisch zu behaupten. Seit der Bühneninszenierung wissen wir, dass Guillaume der Figur im Film durchaus andere Seiten abgewinnen kann, weil auch er als Komiker ein fantastisches Gespür mitbringt und richtig durchdrehen kann.

M: Vincent äußert sich kritisch über Claudes offensichtliche Passivität: „Du wirkst wie ein Buchhalter.“ Was absolut unfair ist, weil die anderen sich auf ihre Wortgeplänkel konzentrieren und ihn völlig links liegen lassen. Aber Claude ist durchaus präsent. Guillaume bietet mit seiner Darstellung eine glatte Oberfläche, auf die wir alles Mögliche projizieren können, doch wenn er dann ein schnelleres Tempo vorlegt, reißt er uns in jede von ihm gewünschte Richtung mit. Dasselbe gilt auch für Judith und die von ihr gespielte Anna: Der Schein trägt nämlich. Zunächst wirkt sie vielleicht nur wie eine schöne und elegante Blondine, eine Vorzeigefrau. Doch diese Fassade bekommt bald Risse, und Annas vulkanische Eigenart bricht sich Bahn. Anna ist die Neue in der Gruppe, versucht sich zwar zu integrieren, will aber nicht in jeder Hinsicht Kompromisse eingehen. Als Pierre sie provoziert, zögert sie nicht, steigt in den Ring und schlägt zurück. Sie sucht keinen Streit, weicht aber auch keinen Fußbreit zurück. Die sehr talentierte Judith erfüllt diese Rolle mit Humor und Charakter.

A: Die große Freude bei der täglichen Arbeit mit den Schauspielern besteht auch darin, dass wir sie ständig neu entdecken dürfen, indem wir ihr Potenzial auf ungewöhnliche Weise einsetzen. Sie legen ihr bekanntes Image radikal ab und zeigen uns ein neues Gesicht, das wir uns bisher nicht vorstellen konnten.

Bleibt abschließend Patrick Bruel, der aufgrund seiner Bekanntheit und seiner vielseitigen Aktivitäten einen Sonderfall darstellt.

A: Jenseits seines Ruhms und seiner vielen Erfolge, jenseits des von ihm verkörperten Image des ewigen Siegers ist Patrick ein sehr sensibler Künstler, der sich völlig in seine Arbeit einbringt. Er will sich weiterentwickeln, Erfahrungen sammeln, und er zögert nie, ein Risiko einzugehen. Wir haben ihm gleich gesagt, dass wir ihn durch die Hölle schicken würden, denn weil wir ihn in dieser Rolle unzählige Male auf der Bühne erlebt haben, wissen wir natürlich, zu welcher herausragenden Leistung er fähig ist. Also brachte Patrick seine Schwächen, seinen Enthusiasmus, seinen Kampfgeist und seine Begeisterung für das kollektive Abenteuer mit ein – er zögert nie, seine eigene Darstellung kritisch zu hinterfragen. Bis zum letzten Drehtag – am

Freitag um ein Uhr nachts – war er unermüdlich bereit, auch die fünfzehnte Wiederholung zu spielen. Es war ein immenses Vergnügen, mit ihm zu arbeiten.

M: Patrick wird oft ungerecht behandelt. Es stimmt zwar: Oft verhält er sich unorthodox. Aber er hat auch nicht grundlos eine solche Karriere gemacht. Immer bringt er sich mit vollem Enthusiasmus ein, er ist ein Perfektionist. Er macht gern selbst Vorschläge, ist aber stets bereit, eine Wiederholung nach der anderen zu spielen. Es macht ihm Freude, die Rolle auszuloten. Das bringt auch uns sehr viel Spaß, wirkt stimulierend. Wer ihn nicht kennt, der mag leicht genervt auf ihn reagieren. Er singt nicht nur, er verkauft Millionen von CDs! Er tritt nicht nur auf, sondern füllt die Säle bis zum letzten Platz! Er spielt nicht nur Poker, sondern gewinnt den Weltmeistertitel! Wenn er zaubern würde, wäre er David Blaine. Er erinnert mich an den Sänger in Balavoinés Lied „Le chanteur“ – allerdings müsste er singen: „Darf ich mich vorstellen? Ich heiße Patrick und bin ungeheuer erfolgreich, das Publikum betet mich an. Ich sehe gut aus, verdiene gutes Geld, und vor allem bin ich intelligent ...“ Das führt zu einer Situation, wo der ganze Erfolg irgendwann nervt – in uns normalen Menschen regt sich der Neid. Deshalb wollten wir uns gar nicht gegen Patricks Image wehren – wir fanden es vielmehr interessant, das als Thema mit einzubauen. Weil Patrick sehr clever ist und sein Image sehr genau analysieren kann, fand er es lustig, das voll auszukosten. Er hat nie versucht, intelligenter oder stärker zu wirken als die Figur.

Erzählen Sie über eine weitere Schlüsselrolle in „Der Vorname“, nämlich das erstaunliche Set, die Wohnung, die so aussieht, als sei sie 200 Jahre alt.

A: Daran haben wir von Anfang an wie besessen gearbeitet. Matthieu und ich stammen aus Paris, sind in solchen Wohnungen aufgewachsen – wir wussten also ganz konkret, wie unser Set aussehen sollte. Wir wollten unbedingt mit der wunderbaren Produktionsdesignerin Marie Cheminal arbeiten, deren Ausstattungen für Cédric Klapisch wir sehr schätzen, vor allem für den Film „Paris“ (So ist Paris). Ihr voller Terminkalender hat uns reichlich eingeengt, aber wir hätten sogar vor ihrem Haus kampiert, um sie an Bord zu bekommen.

M: Letztlich blieb ihr keine Wahl, denn immer wenn sie eine neue Bedingung stellte, haben wir sofort zugestimmt. Das Resultat ist echt verblüffend – es ging so weit, dass die Techniker während der Endfertigung des Films glaubten, wir hätten in einem echten Appartement gedreht. Ein schöneres Kompliment könnten wir gar nicht bekommen, denn dieses Set hat unsere Regie maßgeblich beeinflusst. Tatsächlich bat uns Marie in der Vorbereitungsphase, allein arbeiten zu dürfen – sie wollte uns nichts zeigen, bevor sie fertig war. Wir erklärten uns einverstanden, solange sie bereit war, alles wieder abzureißen, falls wir etwas auszusetzen hätten. Am Stichtag erschienen wir im Studio Bry-sur-Marne, die Mitarbeiter verbanden uns die Augen und führten uns auf das Set. Wir bekamen wirklich Gänsehaut, als wir die Augen öffneten – in diesem Moment war klar, dass der Film praktisch schon halb gelaufen war.

A: Das war wirklich etwas Besonderes, denn jeden Tag entdeckten wir am Set neue Details. Tatsächlich hatten viele Mitarbeiter der Ausstattungsabteilung persönliche Gegenstände beigelegt: Marie Cheminal brachte ihre Kissen mit, andere fügten Kinderspielzeug, Zeichnungen etc. hinzu. Jeder verliebte sich in das Appartement, das am Ende eine reale Wohnsphäre wurde.

M: Die Straße, in der die Wohnung liegt, existiert nicht, doch es gibt ein praktisch identisches Vorbild im 9. Arrondissement in Paris. Das Haus im Film ist typisch für diesen Stadtteil, und der Blick aus dem Foyer entspricht dem, wie es in der Realität aussehen würde.

A: Wir haben in dem Stadtteil einige atmosphärische Geräusche aufgenommen, damit das Außenambiente stimmt.

Wie steht es mit der Musik?

M: Da halten wir uns an Jérôme Rebotier und Richard Wagner – beides große Talente.

Was steht in Ihrer Partnerschaft als nächstes auf dem Programm? Kehren Sie zur Bühne zurück, machen Sie weiter Filme oder etwas anderes?

M: Zunächst möchten wir zum Theater zurückkehren, weil die Bühne für Komödien ein fabelhaftes Experimentierfeld darstellt, auf dem sich der Text entwickeln kann. Das haben wir während der Aufführungen von „Der Vorname“ erlebt: Im ersten Monat nach der Premiere haben wir jeden Tag kleine Änderungen vorgenommen, die Dialoge optimiert, und das hat auch bei der Struktur des Films geholfen. Inzwischen schreiben wir ein neues Stück. Wir möchten zwischen Komödie und Drama alternieren – also wird es diesmal ein Thriller im Stil eines Film noir, und ich werde bald mit der Inszenierung beginnen.

Interview mit DIMITRI RASSAM

Sie sind in jeder Hinsicht ein junger Produzent. Wieso haben Sie sich für dieses spezielle Abenteuer entschieden?

Ich musste gar nicht lange suchen: Seit über sechs Jahren befindet sich mein Büro gleich neben dem von Matthieu und Alexandre. Das heißt: Das menschliche Abenteuer hat schon lange vor dem Filmprojekt begonnen. Als sie mich einluden, ihr Stück anzusehen, musste ich natürlich sofort zusagen, und zweieinhalb Monate später begannen wir mit den Vorbereitungen. Wir waren uns alle darin einig, einen ausgesprochenen Kinofilm zu drehen – daraus ergab sich auch der Wunsch, ein Team aus begabten und renommierten Mitarbeitern zusammenzustellen: Produktionsleiter Benoît Pilot, Produktionsdesignerin Marie Cheminal, Kameramann David Ungaro und Cutterin Célia Lafitedupont. Außerdem mussten wir unbedingt die Ausgewogenheit des Stücks bewahren – wir haben also kaum genetische Eingriffe vorgenommen, obwohl wir Bernard Murats hervorragende Bühneninszenierung völlig neu konzipiert haben. Ehrlich gesagt besteht meine Hauptaufgabe nur darin, Matthieu und Alexandre die Zeit und die Mittel zur

Verfügung zu stellen, damit sie ein gutes Ergebnis liefern, denn die beiden sind die treibende Kraft bei diesem Projekt.

Um welche Mittel geht es bei einem Film wie „Der Vorname“ ganz konkret?

Sobald wir das Vertrauen unserer Partner (Pathé, TF1, M6 und Canal+) gewonnen hatten, beschlossen wir vorab, für die Dreharbeiten die nötige Zeit und entsprechende Mittel aufzuwenden. Wir drehten also elf Wochen lang ständig mit zwei Kameras gleichzeitig. Viele meiner Produzentenfreunde meinten: „Ihr seid völlig verrückt!“ Denn wir hätten es auch in sieben Wochen schaffen können. Doch wir brauchten die Zeit, um das einzufangen, was auch schon das Theatervergnügen ausgemacht hatte: die Komplizenschaft innerhalb der Gruppe. Wir mussten äußerst präzise vorgehen. Matthieu und Alexandre zählen auch zu den Produzenten des Films, und wir drei beschlossen, uns diesen Luxus zu gönnen.

Sie stammen aus einer Produzentenfamilie: Ihr Vater Jean-Pierre Rassam übte den Beruf ebenso aus wie sein Schwager Claude Berri und Ihr Cousin Thomas Langmann ... Was bedeutet der Begriff Produzent für Sie?

Ich bin noch neu in diesem Gewerbe, kann also niemandem Ratschläge erteilen. Aber wichtiger als alles andere ist: Man muss von der Sache überzeugt sein. Im Fall von „Der Vorname“ war es einfach, weil ich durchaus nicht der Einzige war, der sich für diesen Stoff begeisterte. Aber dieser allgemeine Konsens erhöht auch den Druck, weil man all diesen Erwartungen auch gerecht werden muss. Die bestehen in unserem Fall darin, die Kinozuschauer ebenso zum Lachen zu bringen wie das Theaterpublikum. Natürlich habe ich anfangs viel Unterstützung bekommen, aber meine Laufbahn gründet sich vor allem auf Teamarbeit, besonders die mit meinem Partner Aton Soumache, aber auch mit Matthieu und Alexandre.

Interview mit PATRICK BRUEL

Mit dem Stück „Der Vorname“ sind Sie auf die Bühne zurückgekehrt. Gleich im Anschluss haben Sie die Filmversion gedreht.

Als ich das Stück erstmals las, war mir sofort klar, dass wir auch den entsprechenden Film drehen würden. Während ich auf der Bühne stand, habe ich oft überlegt, wie wir das in der Kinoversion umsetzen und welche verschiedenen Optionen sich durch den Film ergeben würden. Der Film hält sich eindeutig eng an die Vorlage, aber dank der Freiheit, die sich durch die Kamera ergibt, schafft das Kino eine andere Art Intimität. Der Blickwinkel verlagert sich – deshalb müssen wir uns neu erfinden, einen anderen Rhythmus entwickeln, obwohl die Emotionen, die wir darstellen, die gleichen bleiben.

Was hat Sie derart an dieser Geschichte gereizt?

Anfangs schafften wir es nie, auch nur einen Satz zu Ende zu sprechen, weil wir vor Lachen ständig losprusteten. Bei der ersten Leseprobe mit meinen Bühnenkollegen und in

Anwesenheit der Autoren und unserer Agenten machte ich mir schließlich schon Sorgen: Ich brachte es wirklich nicht fertig, die Dialogzeilen zu beenden.

Die Stärke der Geschichte liegt in ihrer zeitlosen Allgemeingültigkeit – das empfanden wir alle so. Es bedarf nur einer Anekdote, eines Satzes, einer blöden Bemerkung zwischen Freunden oder Verwandten beim Essen, und schon bricht ein Sturm los. In dieser speziellen Gruppe ist zu viel zu lange unausgesprochen geblieben. Man lebt so neben seinen Freunden und Verwandten her, ohne sich mit ihnen auseinanderzusetzen oder ernsthafte Gespräche zu führen. Als Vincent an diesem Abend zum Essen bei seiner Schwester eintrifft, ist er wie üblich gut gelaunt. Er will seinen Spaß haben, aber diesmal übertreibt er etwas. Und das löst den Konflikt aus, der ihnen über die Köpfe wächst. Im Konzept und in der Entwicklung von „Der Vorname“ sind viele unterschwellige Elemente angelegt, die ein Spiegelbild unserer Gesellschaft zeigen. Das ist sehr gut beobachtet, lustig, intelligent, grausam und manchmal auch brutal.

Die Bühneninszenierung lebte ganz eindeutig von dem Zusammenhalt des Ensembles. Beim Film fällt auf, dass dieser feste Zusammenhalt fast körperlich spürbar ist, obwohl Charles Berling erst später zum Team stieß.

Dieses kollektive Abenteuer war eine sehr erfreuliche Erfahrung. Wir bildeten wirklich ein homogenes Ensemble – tatsächlich hätte es anders gar nicht funktioniert. Laut Story spielen wir Freunde, die sich seit 30 Jahren kennen und eine echte Familie bilden. Das muss man auch auf der Leinwand spüren, das geht weit über das einfache Zusammenspiel von Schauspielern hinaus. Und es stimmt: Wir kommen alle gut miteinander aus. Auf der Bühne gab es in den 250 Vorstellungen nie ein Problem – stets bemühten wir uns um Verbesserungen und Weiterentwicklungen, wir unterstützten uns gegenseitig. Die Dreharbeiten gründeten sich auf dieselbe Dynamik. Charles kam unterwegs ins Team und brachte eine neue Perspektive ein – er wurde sofort in die Gruppe integriert. Wir verstehen uns blendend – es war wunderbar, mit ihm aufzutreten.

Sie spielen den erfolgreichen Vincent, der über Geld, Macht und Charme verfügt. Merkwürdigerweise sind das Attribute, mit denen man oft auch das Leben des Patrick Bruel beschreibt.

Stimmt das? (*lacht*) Wir alle werden in Schubladen gesteckt – ob uns das passt oder nicht. Das sollte man mit Humor nehmen, und das versuche ich zusammen mit den Regisseuren. Wir haben mit diesen Klischees gespielt, vor allem bei der Vorstellung der Figur am Anfang des Films. Vincent wirkt sehr von sich überzeugt, fast schon arrogant, aber ich versichere Ihnen, dass dies nicht so bleibt. Später muss er dafür reichlich einstecken. Das Interessante an dieser Geschichte: Jeder ist mal Henker, mal Opfer.

Wie haben Sie die Figur angelegt? Beziehen Sie sich dabei auf Menschen, die Sie kennen oder die Ihnen begegnet sind? Oder ist Vincent ein Abbild Ihrer selbst?

Ich sah keinerlei Ähnlichkeit zu mir, aber seit zwei oder drei Freunde mich darauf hingewiesen haben, dass es so ist, muss ich das entweder zugeben oder mir neue Freunde suchen. (*lacht*) Tatsächlich ist der Vincent so präzise charakterisiert, dass ich mich von dem mitreißen lasse, was die Autoren sich ausgedacht haben. Ich habe mir nur vorgenommen, dass Vincent anrührend und sympathisch bleiben muss – sonst wäre er unerträglich. Glücklicherweise verfügt er über genug Charme, um seine Macken aufzuwiegen. Wahrscheinlich war er als Kind das Schoßkind seiner Eltern und hat sich im Grunde immer eine Autoritätsperson gewünscht, an der er sich reiben kann. Diese Autorität verkörpert Anna, die er sich als Ehefrau ausgesucht hat. Sie ist anders als die anderen, eine starke Persönlichkeit, sie weiß, wie sie ihn zügeln kann.

Die Rolle des Vincent passt sehr gut zu Ihnen. Würden Sie sagen, dass sie in Ihrem Leben und in Ihrer Karriere gerade zum richtigen Zeitpunkt kam?

Eine solche Rolle käme für jeden und jederzeit zum richtigen Zeitpunkt. Das ist ein wahres Geschenk. Mein einziger Beitrag besteht darin, dass ich mir die Rolle nicht habe entgehen lassen. Ich freue mich sehr darüber, dass der Film genauso gut funktioniert wie das Stück. Die Regisseure Matthieu und Alexandre sind klug genug, um sich perfekt auf das andere Medium einzustellen. Dies ist ihr erster gemeinsamer Film, und sie haben sich bis ins kleinste Detail, bis zur letzten Nuance bestens vorbereitet. Wir Schauspieler haben das Projekt begleitet. Ich war da, als sie mich brauchten, ich habe meine Meinung eingebracht, einige Vorschläge gemacht – ob sie nun gut waren oder nicht. Die beiden schaffen es, mit ihrem Enthusiasmus das gesamte Team anzustecken – die Mitarbeiter, die Produzenten und Verleiher. Das Resultat sieht wirklich nicht wie ein Debütfilm aus – es ist sehr ausgereift. Ich bin schwer beeindruckt.

Angesichts Ihrer Erfahrung, Karriere und Ihrer Stellung in der Entertainmentbranche fiel dem Team immer wieder auf, wie flexibel sie auf spontane Ideen reagieren.

Es geht doch darum, sich in den Dienst des Projekts zu stellen. Am Filmset interessiert mich nicht nur, was mich persönlich und meine Rolle betrifft. Ich stelle mich dem Regisseur, seinen Träumen und Fantasien zur Verfügung – das empfinde ich als außerordentliches Privileg. Als Sänger bin ich völlig auf mich gestellt: Ich entscheide allein über den Bühnenauftritt, ich bestimme die Reihenfolge der Chansons, ich suche die Konzerthalle aus. Da geht es nur um mich! Wie soll ich mich also therapieren, wenn ich mich nicht wenigstens in einem Bereich unterordne? (*lacht*) Mir machen die Dreharbeiten wirklich Spaß, ich lerne immer etwas Neues dazu, die Begegnung und der Austausch mit anderen bereichert mich. Zum Beispiel interessieren mich ganz besonders die technischen Aspekte: die Objektive, die Kamerawinkel, die Regieanweisungen für die Darsteller. Vielleicht werde ich eines Tages ...

... selbst einen Film inszenieren?

Ja, wenn sich ein Projekt ergibt, das ich einfach machen muss. Es wäre sinnlos, einen Film nur um seiner selbst willen zu drehen. Es müsste für mich schon das Bedürfnis entstehen, eine bestimmte Botschaft zu transportieren, eine Geschichte zu erzählen, die mir schlaflose Nächte bereitet. Eine vage Idee reicht dabei nicht aus. Ich habe viele meiner Musikvideos selbst geschnitten, einige sogar selbst gefilmt, aber dadurch bin ich nicht automatisch schon ein Regisseur.

Der Interview-Band „Conversation“ gemeinsam mit Claude Askolovitch, dann „Der Vorname“, außerdem ein neues Album und eine Tournee – ist 2012 ein Meilenstein in Ihrer Karriere?

Ja, ich bin ständig sehr beschäftigt – vielleicht zu sehr. Aber all das bringt mir nach wie vor Spaß. Ich kenne keinen Überdruß, ich bleibe neugierig und enthusiastisch. Ich führe ein ausgefülltes professionelles Leben und verbringe viel Zeit mit meinen Kindern. Ich muss nur lernen, mich auch einmal der Muße hinzugeben, aber darum geht es ja in dem Buch. (*lacht*) Bereits als 15-Jähriger bin ich nie ein Faulpelz gewesen. Was schade ist, denn das wäre doch eigentlich ein tolles Leben: spät aufstehen, einen Film anschauen, sich mit Freunden zum Lunch treffen, einen trinken gehen, lesen ...

Weil Sie Ihre Kinder erwähnen – erinnern Sie sich, wie Sie ihre Namen ausgesucht haben?

Darüber gab es keinen Streit! Ich habe schnell begriffen, dass man besser vorher gar nichts sagt. Anschließend kann als schlimmster Kommentar nur kommen: „Gar nicht schlecht!“ Das sagen Leute, die den Namen total ablehnen. Bei meinen beiden Kindern ist es tatsächlich genauso abgelaufen: Ich habe ein Buch mit Vornamen durchgeblättert. Wir stießen auf Oscar, schauten uns an – der musste es sein. Zwei Jahre später lief das bei Léon genauso. Unser einziges Kriterium war, dass es von den Namen keine Koseform geben sollte – das hasse ich. Unser Vorname ist die erste Last, die wir tragen müssen – sie ist mal schwerer, mal leichter und sagt einiges über uns aus. Beim Vorstellen meines Buches bin ich kürzlich als Sänger in Lyon aufgetreten. Da tauchte eine Dame auf und bat mich, beim Signieren die Namen ihrer fünf Kinder ins Buch zu schreiben – die Namen hätten Sie mal hören sollen! Der erste war Enguerran, und das war noch der einfachste! Ich habe ihr empfohlen, den Film mit ihren Kindern zusammen anzuschauen.

Interview mit VALÉRIE BENGUIGUI

Babou ist gerade deshalb eine besonders interessante Figur, weil sie als Einzige der gesamten Gruppe nicht mit ihrem richtigen Namen, sondern mit einem Kosenamen gerufen wird. Das wirkt, als ob sich diese Frau durch die Verkleinerungsform von ihren Verwandten herabsetzen lässt ...

Das stimmt zweifellos, aber sie hat sich damit abgefunden. Anfangs wirkt sie einfach nur wie ein Anhängsel der Freundschaft zwischen den beiden Männern – als Vincents Schwester und dann als Pierres Frau. Im Laufe der Zeit orientiert sie sich deutlicher zu einer Seite. Als Schauspieler haben wir alle unsere geheimen Methoden, um die Figuren zum Leben zu erwecken. Ich habe mir eine Vorgeschichte zu Babou ausgedacht: Ich sehe sie stets im Hintergrund, immer wollte sie in die Gruppe aufgenommen werden, die vor allem aus ihrem Bruder und ihrem zukünftigen Mann bestand. Auf einer Parallelebene entstand eine intime Bindung zu Claude, der viel sanfter, fast feminin wirkt. Sie lässt sich also dominieren, sie bekommt die Kinder, sie hat ihre berufliche Laufbahn unterbrochen und akzeptiert diese Kompromisse aus Liebe – und um ihre Ruhe zu haben.

Bis das Ganze überkocht.

Ja, denn sie ist nicht nur eine sensible, großzügige und naive Frau, sondern auch intelligent. Zweifellos hätte sie viele Chancen für die Zukunft bekommen, sie hat Potenzial, möchte Träume verwirklichen. Am Abend des Essens ist es dann so weit: Sie hält die Zeit für gekommen, in die Eiterbeule zu stechen. Man kann sich nicht ewig zurücknehmen, ohne dass man eine Gegenleistung bekommt. Die Undankbarkeit, die sie erlebt, wird langsam unerträglich, weil sie durchaus eine eigene Meinung hat.

Gibt es Übereinstimmungen zwischen Babou und Ihnen oder Menschen, die Sie kennen?

Durchaus, aber letztlich nicht viele. Es gab eine Zeit in meinem Leben, als ich meine Ziele fast vergessen habe, aber ein Opfer bin ich nie gewesen. In der Hinsicht kann ich mich mit ihr identifizieren. Der Erfolg des Stücks hängt entscheidend mit der von Bernard Murat verantworteten Besetzung zusammen.

Haben Sie privat jemals dadurch Schwierigkeiten bekommen, dass Sie Ihre Söhne César und Abraham genannt haben?

Meine Eltern haben das als Anlass für eine sehr unverblümete Diskussion genutzt! Sie hielten „César“ für etwas altertümlich und haben das nicht verstanden, und bei Abraham wurde es noch komplizierter. Meine Mutter sagte: „Ist dir klar, was du ihm damit aufbürdest? Eine ganze Menge!“ Sie hatten große Angst, dass der Junge eine schwere Last tragen müsste, Angst vor Antisemitismus, Angst davor, dass er gehänselt werden könnte. Es ging so weit, dass alle uns vorwarfen: „Ihr seid verrückt.“ Als mein Sohn geboren wurde, nannten mein Mann und ich ihn am Morgen in der Klinik „Eli“. Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht hatten, sahen wir uns an und waren uns einig, dass er nicht wie „Eli“ aussah – also strichen wir den Namen auf dem Geburtsschein aus und haben ihm wieder seinen eigentlichen Namen gegeben. Heute sind alle zufrieden damit – César und Abraham sind tolle Namen.

„Der Vorname“ wirft auch gesellschaftliche Probleme auf, vor allem in Bezug auf die Stellung der Frauen.

Ich persönlich lebe nicht in einer rückständigen oder Macho-Umgebung, aber ich werde oft mit kleinen Gesten oder Kommentaren konfrontiert, die ich sofort sanft, aber nachdrücklich zurechtrücke. Dennoch bin ich nach wie vor überzeugt, dass wir die Gleichstellung der Geschlechter noch längst nicht erreicht haben. Im Film wird die Ehefrau und Familienmutter Babou in die Küche verbannt, aber sie hat diese Rolle akzeptiert – es liegt also in ihrer eigenen Verantwortung, zumindest bis zu diesem entscheidenden Abend.

Was interessierte sie an dieser Figur bei dem Übergang von der Bühne auf die Leinwand?

Ich war sehr neugierig auf die Übertragung und fragte mich, was wohl dabei herauskommen würde. Wie sollten wir etwas über den Haufen werfen, was bisher funktioniert hatte? An einer Verfilmung einer meiner eigenen Bühnenauftritte hatte ich zuvor noch nie mitgewirkt – ich war davon überzeugt, dass Theater und Kino sich letztlich auf dasselbe Verfahren stützen. Inzwischen weiß ich, dass man dabei ganz unterschiedlich vorgeht – einfach weil man auf der Bühne jeden Abend für 800 Zuschauer spielt und auch den Mann in der letzten Reihe erreichen muss. Beim Film kann uns die Kamera dagegen so nah kommen, dass man selbst das leiseste Zittern einer Wimper wahrnimmt. Also muss man das Stück auseinandernehmen, anders sprechen und eine neue Technik erfinden. Das war eine faszinierende Aufgabe, die dadurch noch potenziert wurde, dass ich meinen Bühnenehemann auswechselte: Charles Berling übernahm die Rolle von Jean-Michel Dupuis. Wobei der Geist des Ensembles bei diesem Projekt in jedem Fall eine ganz wichtige Rolle spielt – ob auf der Bühne oder vor der Kamera. Und so hat sich das ganz natürlich ergeben. Am Theater hat man gar keine Wahl – wenn das Ensemble nicht felsenfest zusammenhält, bringt man nur sehr schwer etwas zu Stande. Alles muss aufeinander abgestimmt sein, wir müssen aufeinander hören und miteinander reden. In diesem speziellen Fall funktionierte alles prächtig – entsprechend freuten wir uns, auch den Film gemeinsam mit den Kollegen und den Autoren zu drehen. Ich muss gestehen, dass die Garderoben zwar sehr komfortabel waren, aber viel lieber blieben wir in einer Art kleinem Salon gleich neben dem Set, um mitzubekommen, was vor sich ging, und um mit Alexandre und Matthieu im Gespräch zu bleiben.

Im Komödiengenre haben Sie traumhafte Erfahrungen gemacht – mit Filmen wie „La vérité si je mens“ (Lügen haben kurze Röcke), „Safari“, „Les Tuche“, „Comme t’y es belle!“ und „Pur week-end“. „Der Vorname“ scheint mehrere Komödienstile zu vereinen.

Und zwar alles, was ich besonders schätze! Natürlich bringe ich die Menschen gern zum Lachen, aber ich brauche auch etwas Glaubwürdigkeit, etwas Tiefe. Ich könnte mit keiner Rolle umgehen, nur weil sie komisch ist, vor allem, weil ich weiß, dass es noch viel lustiger wird, wenn auch tragische Momente mit hineinspielen. Dann bin ich in meinem Element. Doch grundsätzlich sehe ich mich viel mehr als Tragödin denn als Komikerin. Es sieht allerdings so aus, als ob ich die Menschen stets zum Lachen bringe, wenn ich weine – was soll man da

machen?! In „Der Vorname“ kann ich mich dank Matthieu und Alexandre voll und ganz einbringen.

Sie haben in Ihrer Karriere bereits spannende Begegnungen erlebt und herausragende Rollen gespielt, aber die Rolle der Babou ist offenbar besonders wichtig.

Oh ja, sie hebt sich deutlich von den anderen ab. Ich habe selten eine derart ausgearbeitete und wundervolle Rolle gespielt. Als Schauspielerin empfand ich das genauso als großes Geschenk wie meine Figur in „Comme t’y es belle!“. Ich durfte Babou bereits auf der Bühne spielen, und jetzt habe ich das Glück, sie auch im Film zum Leben zu erwecken. Ich weiß, dass viele Kolleginnen hart um diese Rolle gekämpft hätten. Ich persönlich spiele gern extreme Figuren, denn es ist die Erfahrung intensiver Emotionen, die mich interessiert und antreibt. Die Figuren mögen meinem eigenen Charakter überhaupt nicht entsprechen, aber wenn sie Dinge erlebt haben, die mir persönlich fremd sind, dann spiele ich gern solche Frauen: Françoise Meyers-Bettencourt, zum Beispiel. Ich bin begeistert von der faszinierenden Beziehung zwischen Tochter und Mutter. Ich würde auch gern Huren, Nonnen, Drogensüchtige, Psychopathinnen oder Irre spielen. Das finde ich toll!

Interview mit CHARLES BERLING

Sie erleben dieses Abenteuer als Neuling, weil sie im Bühnenstück nicht mitgewirkt haben, in dem die Handlung einer typischen Theaterfarce mit sehr tiefeschürfenden Gedanken angereichert wird.

Ich habe mir das Stück angeschaut und war beeindruckt vom Rhythmus, von dem Umstand, dass die Figuren ständig aneinandergeraten. An dieser Art Texten gefällt mir, dass sie ein Abbild des heutigen Frankreich zeigen. Das gilt für die Bühnenfassung ebenso wie für den Film. Als ob typisch französische Ängste in ein völlig zügelloses Spiel übersetzt werden, das in offene Brutalität ausartet, was zu wirklich komischen Szenen führt, weil diese Art Brutalität durchaus hoffähig ist. Ich spiele den Pierre, der die kultivierten Franzosen repräsentiert – er hat zwar Arbeit, doch sein Status bröckelt, er verliert seine Orientierungspunkte. Er bildet den Gegenpol zu Vincent (Patrick Bruel), der ausgesprochen gern Geld verdient und sich von keinerlei Prinzipien einengen lässt – er fühlt sich in der gegenwärtigen Gesellschaft äußerst wohl. Das führt zu einer grandiosen Konfrontation, wobei die Energie am Filmset das sogar noch verstärkt hat – sie entspricht dem, was die Autoren sich ausgedacht haben; das ist die Realität, die sie beschreiben. Grundsätzlich vermeiden französische Farcen kontroverse Themen. Doch in diesem Fall verwenden Matthieu und Alexandre die absolut klassische Struktur, füllen sie aber mit grausamen, fast kitschigen Zutaten an. Dieser exzessive Aspekt hat mich besonders angesprochen.

Wie behaupten Sie sich in einem Darstellerensemble, dass bereits 250 Mal gemeinsam auf der Bühne gestanden und deshalb vieles gemeinsam hat?

Wir haben darüber mit den Autoren gesprochen – es war für uns die Gelegenheit, bestimmte Gewohnheiten aufzubrechen, das Ganze noch mehr anzuheizen. Für mich war dies ausschließlich ein Film, also musste ich mich nicht in Bezug auf das Theaterstück „neu erfinden“. Jean-Michel Dupuis, der Pierre auf der Bühne gespielt hat, zeigte eine großartige Leistung, aber von Anfang an war sehr deutlich, dass ich etwas anderes anbieten konnte. Es kam also gar nicht infrage, ihn zu kopieren. Die Tatsache, dass ich besetzt wurde, führte automatisch zu einem anderen Ergebnis – daher auch die Notwendigkeit, innerhalb des Quintetts ein anderes Gleichgewicht herzustellen. Ich hatte dabei das große Glück, mich auf Partner verlassen zu können, die ihre Rollen vollkommen beherrschen. Wir arbeiten auf einem sensationellen Set, und die Regisseure kennen den Stoff in- und auswendig – sie waren sogar bereit, Änderungen vorzunehmen, wenn es sich als nötig erwies. Bei all dem gingen sie sehr sensibel und mit höchster Präzision zu Werke, denn bei einem derart guten Drehbuch gibt es gar nicht so viele Varianten, es schauspielerisch umzusetzen.

Sprechen wir über Pierre, ihre Rolle in „Der Vorname“. Auffällig ist zunächst seine Egozentrik, seine Kombination von Bohemien und Bourgeois. Doch im Laufe der Handlung merken wir allmählich, dass er ein entsetzlicher Feigling ist.

Ja, Pierre zählt zu den Menschen, die sich einen fabelhaften Lebenshunger und echte Energie bewahren, sich aber im Laufe der Zeit in Äußerlichkeiten und existenziellen Banalitäten verzetteln – daher seine kaputte Seite. Er hat den Bezug zur Realität verloren. Als er zum Beispiel von seiner Frau Babou angegriffen wird, die plötzlich ihre Macken, Fehler und ihr Versagen offen formuliert, fällt er aus allen Wolken. Als kultivierter, eher dem linken Spektrum zugeneigter Mann vertritt er korrekte Ansichten über die Gleichheit der Geschlechter, verhält sich aber gleichzeitig genauso wie Vincent, der doch scheinbar für völlig gegensätzliche Werte steht. Er beurteilt andere aufgrund der Fehler, die er selbst begeht. Feige wird er dadurch, dass er inzwischen wirklich an die Scheinwelt glaubt, die er um sich selbst aufgebaut hat.

Diese Welt kennen Sie als Künstler natürlich nur zu gut, aber auch durch Ihre eigene Familie, denn Ihr Onkel war der gefeierte Literaturkritiker Raymond Picard. Haben Sie sich von dieser Familie inspirieren lassen, als Sie an der Rolle des Pierre arbeiteten?

Ja, natürlich. Ich kenne diese Ausprägung der Mittelklasse mit ihrer kulturellen Unbeweglichkeit sehr genau – ja, ich spüre sie tief in mir selbst. Das musste ich nur an die Oberfläche holen, und ich hoffte einfach darauf, dass sich das anschließend wieder eindämmen lässt! Gerade deshalb ist diese Komödie interessant: Wir erkennen unsere eigenen Schwächen wieder und identifizieren uns mit ihnen. Dieses grausame Panorama bringt uns zum Lachen, entlastet uns gleichzeitig aber auch. Ich fand die Arbeit an dieser Rolle sehr spannend und freute

mich darauf, weil ich dadurch Aspekte anpacken konnte, mit denen ich mich bisher nicht auseinandergesetzt hatte: die Hysterie, die Exzesse in Machtbeziehungen und der abscheuliche Autoritarismus!

Neben dem großartigen komödiantischen Konzept des Films steht tatsächlich die Frage im Mittelpunkt: „Kann Freundschaft eine Krise überstehen, eine totale Offenbarung all der Ressentiments, die sich über Jahre aufgestaut haben?“

Die Antwort lautet: Ja. Genau das haben die Autoren so genial ausgedrückt. Nachdem alles auf dem Tisch ist, geht es wieder aufwärts. Nicht nur die Freundschaft übersteht die Krise, sondern sie entwickelt sich aufgrund der Ereignisse auch weiter. Das bringt uns zu dem zurück, was ich anfangs gesagt habe: Es handelt sich um eine typisch französische Komödie. Das Stück funktioniert so gut, weil Alexandre und Matthieu astreine Produkte unserer nationalen Kultur sind. Und wenn man sie näher kennen lernt, merkt man, dass sie zwischen den Zeilen auch etwas von sich selbst erzählen. Dadurch zeichnen sich gute Autoren aus: Sie verschonen auch sich selbst nicht. An diesem Abend, in diesen hitzigen anderthalb Stunden werden alle Leidenschaften auf den Punkt gebracht, die sie stets motiviert haben.

Selbst zwischen den Eheleuten Pierre und Babou bleiben Dinge unausgesprochen, Ressentiments und Feigheit werden plötzlich offenbar.

Ja, doch auch in diesem Fall wird dieser schreckliche Abend keine bleibenden Schäden hinterlassen, weil diese Leute von einem sehr starken Band zusammengehalten werden. Natürlich wirken sie alle total durchgedreht, aber sie lieben einander auch – und das ist dabei das Wichtigste.

Haben Sie eine heitere Erinnerung daran, als Sie ihren Sohn Émile nannten?

Sagen wir so: Im Gegensatz zu meinem Bruder blieb ich auf eher klassischem Terrain. Émile ist ein klassischer Name, während mein Neffe und meine Nichte Balthazard und Maia heißen. Es stimmt also: Die Namen meiner Filmkinder, Apollin und Myrtille, haben mich an die Wahl meines Bruders erinnert. Doch auch dies ist von den Autoren wieder sehr gut beobachtet: Unsere Gesellschaft befindet sich im Wandel, wir suchen nach Identität, und die Namenswahl hat sich in den vergangenen 20 Jahren total verändert. „Der Vorname“ geht darauf ein, beleuchtet das tiefschürfender als die üblichen einfachen Theaterkomödien und zeigt sogar schmerzliche Wahrheiten auf – wie zum Beispiel die zwei Gesichter Frankreichs, die einander derzeit konfrontieren.

„Der Vorname“ erinnert an einen anderen Ihrer Filme, „Ridicule“ (Ridicule – Von der Lächerlichkeit des Scheins) von Patrice Leconte: Auch der zeigt ein Abendessen, in dessen Verlauf die Teilnehmer unter dem Deckmantel der Kultur aufeinander einhacken – immer geht es um den schönen Schein, obwohl einige Gäste überhaupt kein Rückgrat zeigen.

Eine der Ähnlichkeiten bezieht sich auf das sehr französische Vergnügen, während einer Mahlzeit mit der Sprache zu spielen, zu reden und dabei ausgewachsene Verbal-Geplänkel auszufechten – selbst auf die Gefahr hin, dass jemand zu weit geht wie der Abt (Bernard Giraudeau) vor dem König in „Ridicule“.

Ihre Spezialität ist diese Komödiensparte, die eine Botschaft transportiert – dennoch sehen wir Sie eher selten in derartigen Filmen.

Tatsächlich bekomme ich selten solche Stoffe angeboten, obwohl ich schon in einigen derartigen Filmen mitgewirkt habe. Wahrscheinlich stecke ich fest in der Schublade des dramatischen Schauspielers, der bis an die Schmerzgrenze ernsthaft auftritt. Das stört mich sehr, weil für mich die dramatischen Künste alle Varianten einschließen – ich habe das Tragische und das Komische nie als Gegensatz empfunden. Ich schätze Vorgaben wie „Der Vorname“, weil sie ein Fundament liefern, auf dem man aufbauen kann, und das dennoch für Lacher sorgt. Ich habe einst mit Komödien begonnen, und sie machen mir viel Freude, aber die Leute sehen mich nicht so, und das ist schade. Deshalb habe ich das Gefühl, dass die Rolle des Pierre auf mich gewartet hat.

Interview mit GUILLAUME DE TONQUÉDEC

Wie würden Sie den von Ihnen gespielten Claude beschreiben? Oft fragt man sich, ob er nur zurückhaltend oder ein totaler Schwächling ist.

Natürlich dürfen wir hier nicht alles verraten – das wird also schwierig. Doch Claude stellt sich „als sehr guter Freund“ vor, als Charmeur, sodass er nicht allzu viel über sich selbst preisgeben muss. Er trägt offenbar das Federkleid einer Ente: Alles scheint daran wie Wasser abzuperlen, ohne dass es Konsequenzen hätte. Claude ist stets gutgelaunt, lässt sich von kleinen Anzüglichkeiten nicht verdrießen, selbst wenn sie ihn manchmal verletzen. Er zählt zu den Menschen, denen man gern von seinen Sorgen erzählt, weil er zuhören kann und sein Gegenüber aufbaut. Natürlich wird er meist übersehen, aber das ist ihm sogar ganz recht, wie in der Handlung später deutlich wird. Als ich mich erstmals mit dieser Rolle beschäftigte, fielen mir sofort etliche Bekannte ein, die sich niemals offenbaren, aber gern in Gesellschaft sind, weil sie dann nie ernsthaft über sich selbst erzählen müssen – selbst in intimen Gesprächen unter vier Augen vermeiden sie ihr Privatleben geflissentlich. Das ist zweifellos eine Überlebensstrategie.

Das geht im Film so weit, dass seine Freunde, die ihn angeblich doch gut kennen, sich sein Leben auf eine Weise ausmalen, die mit der Realität überhaupt nichts zu tun hat.

Gerade das ist das Faszinierende an dieser Figur: Seine geheimnisvolle Seite lädt die anderen zu Spekulationen ein. Ich musste den anderen bei meiner Darstellung genug Indizien liefern, damit sie Fantasien entwickeln, die tatsächlich nichts mit der Wirklichkeit zu tun haben.

Darin liegt ja das Wesen der Geheimnisse – sie regen die Vorstellungskraft an. Bernard Murat beschrieb Claude folgendermaßen: „Er ist ein Statist, der sich als Hauptdarsteller entpuppt.“

Da wir über die Bühnenvorlage sprechen: Welche Veränderungen mussten sie beim Übergang vom Stück zur Kinofassung vornehmen?

Die schwierigste Aufgabe für uns Schauspieler war, alles zu vergessen, was wir auf der Bühne gemacht hatten. Die Dreharbeiten begannen im August 2011 wenige Wochen nach der letzten Vorstellung. Wir mussten ganz frisch ans Werk gehen, fast alles ausradieren und den Filter passieren, den die Autoren bei der Filmfassung ihres eigenen Textes verwendet hatten. Die seltsame Aufgabe bestand also darin, das Bisherige bewusst zu „verlernen“. Dennoch schleppten wir natürlich die Erfahrung aus 250 Vorstellungen samt Bernard Murats Regieanweisungen herum. Unterm Strich erwies sich das als unerschöpflich reichhaltige Quelle, die uns eine Freiheit, eine sehr befremdliche Lockerheit bei der Arbeit erlaubte. Hinzu kam das bemerkenswerte neue Set und auch die Kamera, die uns sehr nah auf den Pelz rückte – sie erlaubte uns, noch authentischer, noch realistischer zu wirken und die Gewalttätigkeit und den Humor der Figuren noch schärfer herauszuarbeiten.

Fanden Sie persönlich es logisch und wollten Sie das Theaterabenteuer überhaupt auf die Leinwand übertragen?

Zunächst einmal hatte ich das große Glück, in einem Stück mitzuwirken, das einen solchen unerwarteten Erfolg hatte. Ich war also sehr gespannt darauf, wie das im Film wirken würde. Aber bei der ersten Leseprobe war ich fast enttäuscht – auf dem Papier wirkte das gar nicht anders. Als Schauspieler war ich doch gespannt darauf, neue Varianten auszuloten! Letztlich hatten die Autoren Matthieu und Alexandre dennoch Recht: Sobald der Schauplatz etabliert ist und die Wohnungstür zufällt, sind wir in einer Falle gefangen. Man hätte nichts an diesem wunderbaren Konzept verändern dürfen. Dann fügten sie einige Szenen hinzu, die es vorher nicht gab – zum Beispiel Françoise Fabians Auftritt als Mutter von Vincent (Patrick Bruel) und Babou (Valérie Benguigui). Das waren die kleinen Inseln der Freiheit, auf denen wir uns austoben und von denen wir auf der Bühne nur träumen konnten. Wir kannten Alexandre und Matthieu als Autoren – jetzt lernten wir sie als Regisseure kennen. Sie bilden ein dynamisches Duo: präzise, leidenschaftlich, sie ergänzen sich wunderbar, haben den Stoff und das Team voll im Griff, und vor allem sind sie immer gutgelaunt. Chapeau! Die Dreharbeiten waren von großer Leidenschaft und viel Spaß geprägt, und das ist auf der Leinwand deutlich spürbar.

Wenn man diese Freundesclique in Aktion erlebt, fragt man sich wirklich, wie lange sie noch im Kartenhaus des falschen Scheins hätten existieren können, bis es ihnen um die Ohren fliegt – wie es im Film dann ja auch passiert.

Der von mir gespielte Claude hat offenbar ein großes Interesse daran, dass die glatte Fassade Risse bekommt, wenn man bedenkt, welches Geheimnis er vor den anderen, vor allem vor Babou verbirgt. Sie hat seit ewigen Zeiten wirklich alles mit ihm geteilt und glaubt oder

hofft zumindest, dass dies auf Gegenseitigkeit beruht. Hätte es also noch lange so weitergehen können? Nein. Die Sache zurechtzurücken – das ist für Claude einerseits ein schmerzlicher Prozess, andererseits aber auch eine große Erleichterung. Tatsächlich ist dies das eigentliche Thema von „Der Vorname“: Kann Freundschaft eine derartige Belastungsprobe überstehen? Alexandre und Matthieu gehen über das einfache Farcenmuster hinaus: Sie stellen ernsthafte Fragen in Bezug auf die Gesellschaft und beantworten sie, wie ich finde, eher optimistisch.

Wobei uns das Lachen manchmal vergeht, weil das Hauptthema der Story an Situationen erinnert, wie wir sie alle schon einmal selbst erlebt haben.

Unbedingt. Deshalb funktioniert dieser Stoff auf der Bühne genauso wie im Kino: Diese fünf Figuren gibt es wirklich. Wir kennen sie, sie begegnen uns überall, und deshalb sind wir auch so betroffen. Darin ähnelt die Freundschaft der Liebe: Verletzungen können manchmal einem neuen Anfang den Weg ebnen.

Sprechen wir über die Gruppe auf der Leinwand: Alle bringen die Bühnenerfahrung mit – außer Charles Berling, der die Rolle erst später übernahm. Man hat das Gefühl, einer tatsächlich existierenden Clique zuzuschauen. Kam das ganz von selbst?

Da stößt das Handwerk des Schauspielers an seine Grenzen. Man kommt zusammen, um in einem Stück oder Film aufzutreten, und in diesem Fall mussten wir eine Gruppe von Freunden mimen, weil das Drehbuch es vorschreibt. Doch wenn diese Situation durch eine echte private Freundschaft untermauert wird, ist das wunderbar – und so haben wir es bei diesem Abenteuer erlebt. Wir sind wirklich zu einer Gruppe zusammengewachsen, und das merkt man unserem Spiel auch an. Wir haben gemeinsam geprobt, sind zusammen aufgetreten, waren gut gelaunt oder mussten einen verdorbenen Magen unterdrücken – wenn man so etwas miteinander teilt, ergibt das eine ernsthafte Gemeinschaft. Hinzu kommt, dass uns Charles als Außenseiter kräftig durchgerüttelt hat, als er die Rolle von Jean-Michel Dupuis übernahm – und das war sehr wichtig. Wir mussten mit ganz neuer Aufmerksamkeit auf ihn hören, er brachte unsere automatischen Reflexe durcheinander. Er musste sich seinen Platz erst suchen, unsere Akzeptanz erkämpfen, und letztlich kommt das dem Film zugute.

Sie sind der Vater dreier Kinder – hatten auch Sie Probleme bei der Namenswahl?

Bei unserem ersten Kind haben wir allen Freunden und Verwandten ganz naiv erzählt, welchen Namen wir ausgesucht hatten. Wir merkten schnell: Es handelt sich um eine derart intime Entscheidung, dass man sie niemandem verraten sollte, weil jeder seinen Senf dazugibt. Und das noch gar nicht geborene Kind musste bereits eine kolossale Bürde stemmen. Man erlebt völlig unerwartete Reaktionen, und das fiel mir besonders auf, als ich Vater wurde: Man entdeckt Seiten an seinen Eltern, Verwandten, Freunde und auch an sich selbst, von denen man keine Ahnung hatte. Insofern ist die Handlung in „Der Vorname“ eine echte Offenbarung.

Sie spielen in diesem Film Ihre erste Hauptrolle, sind aber alles andere als ein Anfänger. Seit Ihrem Kinodebüt in Roman Polanskis „Frantic“ (Frantic, 1986) haben sie mit Tacchella, Granier-Deferre, Kieslowski, Ruiz, Veber, Becker und anderen gearbeitet. Dennoch haben wir das Gefühl, Sie erst jetzt zu entdecken. Was empfinden Sie dabei, plötzlich derart im Rampenlicht zu stehen?

Tatsächlich arbeite ich seit 25 Jahren als „Gebrauchsdarsteller“. Ich bin 45, habe mit 20 das Konservatorium besucht und bin dann vor allem auf der Bühne in ein, zwei oder drei Stücken pro Jahr aufgetreten. Vor dem Filmen hatte ich irrsinnige Angst, weil man im Kino sehr viel Kontrolle aus der Hand gibt, vor allem im technischen Bereich – das schien mich schrecklich einzuengen. Dennoch wollte ich gern in Filmen mitwirken. Ehrlich gesagt: In jüngeren Jahren war ich wohl noch nicht dazu bereit. Deswegen bin ich noch kein sogenannter Altstar, vielmehr freue ich mich riesig über diese reichlich späte Chance. Ich durfte in dieser langen Zeit langsam reifen. Man sagt, dass die 40er-Jahre für einen Schauspieler eine gute Periode sind, und das kann ich bestätigen. Merkwürdigerweise habe ich bei einer meiner frühen TV-Erfahrungen in der Serie „Commissaire Cordier“ eine Menge gelernt – ich habe Pierre Mondy bei der Arbeit beobachtet. Dann kam natürlich die Serie „Fais pas ci, fais pas ça“.

Hatte der Erfolg dieser Serie des Senders France 2 Auswirkungen auf die Angebote, die Sie heute bekommen?

Dadurch hat sich alles verändert. Bei der Darstellung des Renaud Lepic habe ich mich an meinen Bühnenerfahrungen orientiert, wo man sich ständig revidieren und neu an der Rolle feilen muss. Diese Technik, die auf der Bühne unabdingbar ist, half mir sehr bei der Verkörperung einer Rolle wie dieser. Hinzu kommen Anne Giafferris Drehbücher und Pascal Chaumeil, der die frühen Folgen inszeniert hat und dem ich viel verdanke – er sorgte dafür, dass die Serie ein großes Publikum anspricht. Durch einen solchen Hit wird man bei allen Zuschauergruppen ein Begriff, aber auch – zum Glück – in der Branche. Entsprechend stapeln sich die Angebote, aber es wird dadurch nicht unbedingt leichter, wenn man in der Schublade „TV-Darsteller“ landet – dann bekommt man kaum andere Rollen. Aber es stimmt: In gewisser Weise adelt mich meine Bühnenkarriere in den Augen der Profis. Jetzt arbeiten wir an der fünften Staffel von „Fais pas ci, fais pas ça“, und fürs Kino drehe ich gerade Nicolas Barys „Au bonheur des ogres“, den Dimitri Rassam und Jérôme Seydoux produzieren. Die Vorlage bildet der Roman von Daniel Pennac (dt. Romantitel: Paradies der Ungeheuer). Auch dies ein wunderbarer Text.

Interview mit JUDITH EL ZEIN

Anna ist eine interessante Figur, weil sie als Letzte zu dieser Freundesclique stößt. Sie wirkt fast wie eine Außenseiterin, was bedeutet, dass sie sich vom Verhalten und Umgang der anderen nicht ins Bockshorn jagen lässt.

Sie kennt sie, ist aber nicht Teil der emotionalen Mechanismen innerhalb der Familiengruppe. Diese Art Beziehung ist ihr fremd. Als sie an diesem Abend zu den anderen stößt, fehlen ihr viele Informationen, aber sie weiß auch nichts von den intimen Ressentiments zwischen den anderen. Was ich interessant fand: Sie ist nicht einfach die Karikatur der doofen Blondine, sondern nur die Ehefrau von jemandem. In einer konventionellen Komödie würde man erwarten, dass die Frau am Arm des genialen, reichen, arroganten und zynischen Vincent Larchet eine Tusse ist, die keinen vernünftigen Satz zu Stande bringt – in dem Sinne, dass eine überwältigende Persönlichkeit vom Gegenteil angezogen wird. Doch ist es genau andersherum.

Das ist einer der tiefeschürfenden Aspekte in der Beziehung zwischen Anna und Vincent: Diese Art Frau hält ihn wach, auf Draht.

Sie durchschaut ihren Partner. Sie kennt seine Macken. Sie ist kultiviert, überrascht ihn immer wieder, hält ihn in der Spur und unterstützt ihn, und das auf ganz sanfte Art.

Was haben Sie zwischen Bühnen- und Filmfassung an dieser Figur verändert?

Zwischen der letzten Vorstellung und dem ersten Drehtag vergingen zwei Monate. Diese Zeit habe ich genutzt, um alles zu vergessen. Ich habe das Drehbuch einmal gelesen und legte es dann beiseite. Bis zum Vorabend des Drehbeginns habe ich es nicht mehr angesehen. Ich musste sozusagen aus dem Gleichgewicht geraten, um das für den Film zu nutzen. Denn wir haben das Stück ja 250 Mal gespielt und mussten es unbedingt vergessen, um zu vermeiden, dass sich der Autopilot einschaltete. Der Film unterscheidet sich dadurch, dass jetzt Charles mitwirkt, der seine Figur anders interpretiert als Jean-Michel Dupuis. Charles war uns gegenüber – paradoxerweise – im Vorteil, weil er mit dem Text und der jeweiligen Situation ganz ursprünglich umgehen konnte. Für mich war ausschlaggebend, den Film als eigenständiges Medium anzuerkennen – und nicht als Fortsetzung des Bühnenstücks.

Sprechen wir über Annas Körperlichkeit – sie ist gleichzeitig ein Eisberg und ein Vulkan.

Es bringt sehr viel Spaß, die eisige Blondine zu spielen, deren Maske nach drei Minuten Risse bekommt. Sie ist auf Krawall gebürstet, trägt 15 Zentimeter hohe Absätze, und obwohl sie schwanger ist, sieht sie umwerfend aus – aber nur so lange, bis ihr jemand auf die Zehen tritt. Sobald die Fassade Sprünge bekommt, steckt sie sich eine Zigarette an: Ich liebe diese politisch gar nicht korrekte Geste.

Welche Themen haben Sie an dieser Geschichte besonders angesprochen und bewegt?

Die menschlichen Beziehungen – zwischen der Familie und den Freunden. Mir gefällt, wie die Autoren das Unausgesprochene in den Raum stellen, die latenten Kränkungen, die kleinen narzisstischen Blessuren, die niemals wirklich heilen und eine Beziehung wie ein Kartenhaus zum Einsturz bringen können, wenn auch nur ein einziger Witz falsch verstanden wird. Und dabei ist niemand ausgenommen – es gibt nicht den einen Killer oder das eine Opfer: Alle Beteiligten sind gleichzeitig geniale und erbärmliche Wichte. Es gibt keine Schurken und Helden – sie sind einfach Menschen und daher unvollkommen. Hinzu kommt, dass das sehr lustig und auch sehr grausam ist.

Sie haben viele Bühnen- und Fernsehrollen gespielt, sind also mit dem Rhythmus vertraut, ohne den keine Komödie auskommt. War der Übergang von der Bühne auf die Leinwand einfach?

Der Filmrhythmus und der Rhythmus auf der Theaterbühne unterscheiden sich ganz wesentlich. Auf der Bühne geht es um das Zusammenspiel eines Ensembles, das auch von der Regie geprägt wird. Beim Film kommt der Schnitt hinzu, der ein ganz bedeutendes Element darstellt. Alexandre und Matthieu sind Regisseure. Sie haben sehr klare Vorstellungen von ihren Einstellungen und dem gewünschten Look, dem Set. Sie gaben eindeutige Regieanweisungen. Sie drückten klar aus, was sie von den Schauspielern erwarteten und ergänzten einander sehr gut. Dadurch entstand ein Film, der sich sehr stark vom Stück unterscheidet – und sie haben sich deutlich selbst eingebracht.

Wenn Sie sich als Schauspielerin neben Partnern wie Bruel und Berling behaupten müssen, ist auch das ein Kampf, ein Rollenspiel?

Ach, ich persönlich bin ja auch kein Mauerblümchen. Natürlich haben die beiden viel mehr Erfahrung als ich, aber ich hatte keine Angst davor, etwa mit ihnen nicht auszukommen. Patrick und ich hatten eine Theaterspielzeit lang gemeinsam auf der Bühne gestanden und trafen uns jetzt vor der Kamera wieder. Natürlich gewöhnt man sich mit der Zeit aneinander. Charles kannte ich vorher nicht. Aber wir gingen sehr direkt aufeinander zu – das entwickelte sich schnell ganz erfreulich. Also: Es gab weder Kämpfe noch Rollenspiele.

Sicher hat sich „Der Vorname“ bereits jetzt deutlich auf Ihre Karriere ausgewirkt?

Allerdings. Im April 2010 begrüßte mich Bernard Murat in seinem Büro und bot mir das Stück an. Zwei Tage später probte ich bereits mit meinen Partnern – 48 Stunden später war mein Terminkalender also für anderthalb Jahre ausgefüllt, ohne dass ich mich richtig darauf vorbereiten konnte. Das Stück war ein außergewöhnlicher Triumph, und dann kam die Verfilmung. Abgesehen von der Arbeit durfte ich einige wunderbare, wertvolle Begegnungen erleben: Ich habe neue Freunde gefunden. Es war eben nicht nur ein professionelles Abenteuer, und das erlebt man sehr selten.

DIE BESETZUNG

Vincent..... PATRICK BRUEL
 Élisabeth VALÉRIE BENGUIGUI
 Pierre..... CHARLES BERLING
 Claude GUILLAUME DE TONQUÉDEC
 Anna.....JUDITH EL ZEIN
 Françoise.....FRANÇOISE FABIAN
 Li Vreur Pizza..... YANISS LESPERT
 In Firmiere Bracelet.....MIREN PRADIER
 A Pollin.....A LEXIS LEPRISE
 MyrtilleJULIETTE LEVANT

DER STAB

DirectorsMATTHIEU DELAPORTE AND ALEXANDRE DE LA PATELLIÈRE
 Writers, based on their own play MATTHIEU DELAPORTE
AND ALEXANDRE DE LA PATELLIÈRE
 ProducersDIMITRI RASSAM
 JÉRÔME SEYDOUX
 Co-Producers ROMAIN LE GRAND
 FLORIAN GENETET-MOREL
 MATTHIEU DELAPORTE
 ALEXANDRE DE LA PATELLI ÈRE
SERGE DE POUQUES
 SYLVAIN GOLDBERG
ADRIAN POLITOWSKI
GILLES WATER KEYN
 Associate ProducersBERNARD AND ANDRÉE ZANA MURAT
 Associate Producers CHAPTER 2 ATON SOUMACHE
ALEXIS VONARB
 Director of PhotographyDAVID UNGARO
 Production DesignerMARIE CHEMINAL
 Costume DesignerANNE SCHOTTE
 Head of Make-up JEAN-CHRISTOPHE ROGER
 Key Hair StylistJOSÉ LUIS CASAS
 Sound Engineer MIGUEL REJAS
 Set photographerJEAN-CLAUDE LOTHER
 Making-ofALEXANDRE LECOEUR

First Assistant Director JOSEPH RAPP
Script Supervisor CHANTAL PERNECKER
Director of ProductionBENOIT PILOT
Production Manager VALÉRIE LABBÉ
Directors of Post-production PIERRE REYSSAT
..... ABRAHAM GOLDBLAT
Editor CÉLIA LAFITEDUPONT
Sound Editor JEAN GARGONNE
Mixer MARC DOISNE
Original Music JÉRÔME REBOTIER